

(Nachdruck verboten.)

84]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen N. E. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Es war ein ungewöhnlicher Sommer, trocken und sonnig; man konnte fast immer im Garten sein. Am Nachmittag pflegten sie sich dort zu versammeln. Ellen und Königin Theresie waren dann im Hause fertig und setzten sich mit ihrer Handarbeit zu Johanne, und Brun saß da und unterhielt sie mit traulichem Gerede, während Johanne im Halbschlummer lag, das Gesicht der Gartenpforte zugewandt. Sie lachten und scherzten mit ihr, um sie in gute Laune zu versetzen. Brun hatte ihr eine Reise nach dem Süden versprochen, wenn sie sich beeilen wollte, wieder auf die Weine zu kommen. Er erzählte ihr von der Sonne dort unten und von den herrlichen Trauben und Apfelsinen, die sie selbst pflücken dürfe. Sie antwortete auf das alles mit ihrem trüben Lächeln, als wisse sie nur zu gut, was ihrer harre.

Das dunkle, schwere Haar ward zu einem immer größeren Schatten um ihr bleiches, schwindendes Antlitz. Es war, als löge sich die Nacht über sie. Sie schien sich langsam aus dem Leben hinauszuschlummern, die schwarzen Augen auf die Gartenpforte gerichtet.

Morten war oft auf Vortragsreisen, zuweilen mehrere Tage hintereinander. Aber wenn er dann endlich durch die Pforte kam, flammte das Leben in ihrem Gesicht auf. Er war der einzige, der die Seele in sie zurückrufen konnte; es war, als verweile sie nur noch um feinetwillen. Sie war nicht mehr launenhaft gegen ihn; wenn ihre Kräfte ausreichten, richtete sie sich auf und warf sich ihm um den Hals. Dann ließen die Tränen still an ihrem kleinen Gesicht herab, und ihre Sehnsucht bekam Luft. Ellen verstand, was in dem Kinde vor sich ging und machte den anderen Zeichen, die beiden sollten Erlaubnis haben, allein zu sein! Dann konnte Morten stundenlang über sie gebeugt sitzen und erzählen, was er erlebt hatte. Sie schien nicht müde zu werden, sondern lag da und hörte ihm mit glänzenden Augen zu, die durchsichtige Hand auf seinem Arm. Ein jeder seiner Schritte interessierte sie; zuweilen trat ein eigener Ausdruck in ihre Augen, und sie verbiß sich mißtrauisch auf irgend eine Einzelheit. Sie hatte krankhaft scharfe Sinne. Der Geruch von fremden Menschen an ihm machte sie verstimmt und spähend.

„Das arme, arme Kind, sie liebt ihn ja!“ sagte Ellen eines Tages zu Pelle und brach plötzlich in Tränen aus. „Und da liegt sie und muß sterben!“ Ihr eigenes Glück gab ihr ein so bedrückendes Wissen um den Zustand des Kindes.

„Aber liebste Ellen!“ sagte Pelle abweisend. „Meinst Du denn, daß ich das nicht sehen kann? Darum ist sie immer so sonderbar gegen ihn gewesen. Wie traurig das doch ist!“

Das trübe Schicksal des Kindes warf Schatten! Aber die Sonne wanderte hoch am Himmel und war noch stärker. „Pelle!“ sagte Ellen und strich ihm durch das graueprengelte Haar, „die hellen Nächte können bald vorüber sein!“

Morten beharrte eigensinnig in dem Glauben, daß die kleine Johanne sich schon erholen werde. Aber jeder andere konnte deutlich sehen, wohin es führte. Ihr Leben siderte dahin mit dem schwindenden Sommer. Sie wurde mit jedem Tag sanfter und umgänglicher. Der Haß war in ihr erloschen, mit einem müden Lächeln nahm sie all ihre Güte entgegen. Durch ihr geschändetes Wesen hindurch strahlte ein eigenartiger, vom Tode gezeichneter Liebreiz, der sich zu entfallen schien, je mehr sie sich dem Grabe näherte.

Als der Herbst kam, veränderte sich ihr Wesen. Plötzlich, wenn Pelle oder Morten sich ihr näherten, konnte ein Grauen in ihre Augen kommen, und sie öffnete den Mund, um zu schreien. Wenn sie sie dann erkannte, barg sie sich an ihrer Brust und weinte trostlos. Sie konnte nicht mehr in den Garten hinauskommen, sondern lag jetzt beständig zu Bett. Das Lärmen der Kinder konnte sie nicht ertragen, es regte ihr Gemüt auf und führte sie in die Hintergassen zurück. Sie mußten sich den ganzen Tag im Freien aufhalten. Immer

häufiger ging das Fieber in Phantasien über, und ihre schwache, erstorbene Stimme wurde wieder rauh und heiser. Sie lag da und kämpfte mit Jungen und Strolchen und Zylinderhüten, wehrte sich mit Spottnamen und Schimpfworten und haute wütend nach allen Seiten um sich, bis sie sich schließlich ergab, Branntwein forderte und mit einem harten, trockenem Weinen leise vor sich hin schluchzte. Der alte Brun wagte gar nicht, sich am Bett blicken zu lassen. Sie hielt ihn für einen alten Kammerherrn, den die Straßengungen auf sie gehezt hatten, und empfing ihn mit rohen Aufforderungen.

Dieser Einblick in das entsetzliche Dasein des Kindes hinter den Holzlagern erschütterte sie alle. Es war, als wenn die Robeheit des Lebens dies unschuldige Opfer nicht loslassen wollte, sondern sie gehässig bis in den Tod verfolgte und alle ihre Liebe zunichte machte. Morten hielt sich während der Tage und Nächte, die ihr Todeskampf währte, bei ihr auf. Er saß in einer Ecke und starrte; nur wenn sie schlummerte, wagte er sich hervor. Ellen war die einzige, die Kräfte hatte, diesem Jammer entgegen zu treten. Sie war Tag und Nacht um Johanne, bleich und ruhig, war sie bemüht, ihr den Tod durch unermüdlige Fürsorge zu erleichtern. Wenn das Entsetzliche über das Kind kam, schlang sie die Arme schützend um sie und versuchte, es durch die Liebe einer Mutter zu bezwingen.

Sie war noch nie mit dem Tod in einem Zimmer gewesen, sah ihm aber fest in die Augen. An ihrer Brust litt das Kind aus.

Johannens Tod hatte Morten vollständig gelähmt. So lange wie möglich hatte er sich an dem Glauben festgeklammert, daß ihr Leben zu retten sein müsse. Es war sonst sinnlos ungerecht, und als ihm das Hoffnungslose klar wurde, brach er zusammen. Er unternahm nichts, sondern trieb sich in einem Zustand drückender Schlassheit herum, sprach nicht und aß kaum. Es war, als habe ihn eine schwere Hand auf dem Kopf geschlagen.

Nach dem Begräbnis gingen er und Pelle zusammen zu Fuß nach Hause, während die anderen fuhren. Pelle schritt dahin und sprach von gleichgültigen Dingen, um Mortens Gedanken von dem Kinde abzulenken; der aber hörte gar nicht nach ihm hin.

„Lieber Freund, Du willst doch nicht so fortfahren,“ sagte Pelle plötzlich und schob seinen Arm unter Mortens. „Nun hast Du dem armen Kinde solange das Geleit gegeben, wie Du vermochtest; die Lebenden haben auch Anspruch an Dich!“

Morten erhob den Kopf. „Ist es nicht ganz gleichgültig, ob ich ein paar Seiten mehr oder weniger schreibe?“ sagte er müde.

„Du hast Deine Gabe erhalten, um die Wehrlosen damit zu verteidigen; Du hast nicht das Recht, das aufzugeben,“ sagte Pelle.

Morten lachte bitter. „Gabe ich nicht etwa die Sache der Kinder nach Kräften geführt; bin ich nicht naiv genug gewesen, zu glauben, daß man hier wenigstens nur den Deuten die Augen zu öffnen brauchte, um sie auch beim Herzen zu packen. Und was erreicht man dann? Man vermehrt die sogenannte gute Literatur mit noch einem Bande, wenn's hoch kommt. Die Menschen sind praktische Wesen; man kann sie mit der größten Leichtigkeit dazu bringen, daß sie Theatertränen vergießen; sie mögen gern im Parkett sitzen und mit dem Unglücklichen weinen. Aber wehe ihm, wenn sie ihn auf der Straße wieder begegnen. Die wärmsten Worte über das Ergreifende in meinen Kinderschilderungen hat mir ein alter Herr gespendet, von dem es sich schließlich herausstellte, daß er kleinen Kindern nachstellte.“

„Aber was dann?“ sagte Pelle und starrte ihn entsetzt an.

„Ja, was dann! Willst Du mir das jagen? Du hast recht darin, daß ich gleichgültig bin. Kann man aber fortfahren, an einem Kampf teilzunehmen, der nicht einmal die Kinder verschont? Erinnerst Du Dich noch meiner kleinen Schwester Karen, die ins Wasser gehen mußte? Wieviele Tausend Kinder stehen da nicht hinter ihr und Johanne! Man nennt unsere Zeit das Jahrhundert des Kindes, und

Babel schreiet ja das Blut der Kinder aus der Erde! Und sie sind noch glücklich zu nennen, wenn sie sich aus dem Staube machen können. Stell' Dir vor, wenn Johanne mit ihrem Schicksal am Leben geblieben wäre! Die Schatten der Kindheit reichen über das ganze Leben!"

"Ja, und ebenso der Sonnenschein der Kindheit!" rief Belle warm aus. "Gerade darum dürfen wir die Kinder der Armen nicht im Stich lassen. Wir werden Verwendung für eine Generation mit warmen Herzen haben."

"Ich habe ja ebenso gedacht," sagte Morten vergrämt. "Weißt Du, Belle, ich habe dies Kind geliebt, das von unten her zu mir kam; sie umschloß für mich das Ganze, nie ist mir das Elend so grausam klar geworden. Es ward für mich ein schöner Traum, ein törichter Traum, daß sie leben würde. Ich wollte Leben und Glück durch Bärtlichkeit wieder in ihr wachrufen, und dann wollte ich ein Buch über das Schreiben, was siegt. Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst: über das Elend, das gesund und glücklich wird unter der Sonne des Guten. Sie war ja das Ganze, tiefer hinab kann das Leben wohl nicht geführt werden! Und hast Du wohl beachtet, wieviel Leben und Feinheit bei ihr trotz alledem unter dem Kloakenschlamm begraben war? Ich hatte mich darauf gefreut, es hervor zu locken, losgelöst von aller Not und Häßlichkeit, und dann der Welt zu zeigen, daß wir hienieden so schön sind, wenn man uns den Schmutz abschabt. Vielleicht würde es sie gelockt haben, Gerechtigkeit zu üben. So habe ich geträumt, aber es ist ein herbes Los, wenn einem die Unglückliche zur Geliebten ausersehen ist. Meine einzige Liebe ist unwiederbringlich tot, und jetzt kann ich über nichts schreiben, das siegt. Was soll ich da noch?"

"Ich glaube, Victor Hugo sagt irgendwo: „Das Herz sei der einzige Vogel, der sein Bauer trägt," sagte Belle. „Aber Dein Herz weigert sich, wohl zugzugreifen, wenn am dringendsten Verwendung dafür ist."

11]

Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Von Hans von Glümer.

(Schluß.)

1. Juni, Urbanstraße, 11 Uhr.

Stimmungsmenschen schreiben doch oft elendes Zeug zusammen. Am zehn zu Haus, um sechs aus dem Haus sein, heißt auch Frau Müllers Stundenweisung. Gleich nach fünf war ich schon auf. Frau Müller kam und sagte scharf: „Zuriegeln, das gibts hier nicht". Aber schubriegeln, das gibts hier wohl, dachte ich. Der Haus Schlüssel ist mir noch nicht präsentiert worden. Die Lampe magt nicht, ihr Licht leuchten zu lassen. Nur meine Pfeife glimmt jetzt, am Fenster, damit der Rauch rasch abzieht. Das Rauchen ist vermutlich verboten. Ich muß es daher heimlich im dunklen Zimmer wagen. Das leise Licht des Himmels, der auch für den hohen Hof ein Stückchen Sternenland freigibt, gestattet das Schreiben.

2. Juni, früh um fünf.

Wanzen sind ein waches Volk. Ich möchte Nachtarbeiter sein wie sie und das Blut der Menschen trinken. Ich schlief wie ein junger Gott und erwachte mit hundert Stichen. Die Herrgottsfrühe lacht blau vom Himmel über den Hof.

Von gestern ist noch zu berichten, daß es mir gelang, bis zu Herrn Vollrath vorgudringen, dem Vorsitzenden des Vereins Berliner Presse, in seine Redaktionsstube im Rossehaus. Es gelang aber nicht, ihn zu überzeugen, daß ich Journalist bin und Redakteur war. Fruchtlos blieb auch die Verufung auf die Ulstein-Redakteure Bernhard und Conrad, die durch Telephon und Brief ein kleines Darlehen befürwortet hatten. „Vielleicht kann ich hier bei Rosse irgend eine Beschäftigung finden, wenn Sie ein gutes Wort für mich einlegen, ich bin gelernter Kaufmann und schon Abonnenten- und Annoncen-Akquisiteur gewesen." Herr Vollrath fuhr auf: „Er sei doch kein Stellenvermittler für Kaufleute. „Aber als Chef einer demokratischen Zeitung und als Vorsitzender des Pressevereins haben Sie doch soziale Pflichten!" Das Blut war mir zu Kopf gestiegen und meine Stimme zitterte zwischen Mut und Weinerlichkeit. Nun standen wir uns wie zwei Kampfhähne gegenüber. Herr Vollrath hatte den letzten Stoß: „Ich habe keine Zeit! Sie haben mir keine Vorschriften zu machen! Ich habe keine Zeit! Kommen Sie am Nachmittag wieder." Der letzte Satz klang gedämpfter und beinahe wie eine lebenswürdige Einladung.

Nachmittags nahm ich die Anklageschrift des Waldshuter Staatsanwalts, steckte sie in ein großes Kubert und schrieb darauf: „Enthält meine sicherste Legitimation. Das Schriftstück sagt, wo, wann und wie lange der Bittsteller Redakteur war." Ich mußte warten. Nach einer Stunde bringt der Redaktionsdiener des ge-

öffneten Kubert: „Herr Vollrath kann darauf nichts geben." Der Bursche sagte das mit einer frechen Miene. Ich warf mich in die Brust und verließ den Rossepalast mit höhnischenden Augen.

Am Abend war ich leichtsinnig. Nahe meiner Herberge ist ein Kummelplatz, der Südpark. Ich suchte dort das Leben und ging für zehn Pfennig in eine Bude, wo königliche Franzgrenadiere dem fahrenden Volke volle Häuser machen und sich für ein paar Groschen im Ringkampf unterkriegen lassen.

In der Schreibstube, am Vormittag.

Frau Müller in der Urbanstraße ist nun vollends urbanen Wesens bar und nichts wie eine strenge Richter. Während die Wangenstiche der letzten Nacht eine kalte Ganzwaschung kühlte, kam sie von die schämig verschlossene Tür. „Gleich, liebe Frau, ich bin noch naakt, wie Adam im Paradiese." Sie trat ein, wie der Erzengel mit bloßhauendem Schwerte, und machte eine Szene wegen des nassen Handtuches. Dieses Weib will bei seinen Schülern Geld und Besitz sehen. Daher der Wechsel in zwei Tagen. Ich hatte bei der Schwägerin den Pfingstanzug gegen einen alten ausge- wechselt. Mein Schwalbenschwanz ist fortgeflogen aus Frau Müllers Habichtsklauen. Mein Korb kommt auch nicht. Sie weiß nun, daß ich ein Depot habe. Ohne Korb kein Haus Schlüssel. Was nützt ein Mensch, der kein Nachlassen verlangt und nicht einen roten Heller blicken läßt. Diese Herbergsmutter hat ein Interesse daran, keine Gäste zu haben. Der Fürsorgeverein zahlt ihr feste Miete, einerlei, ob das Zimmer bewohnt oder leer ist.

In der Schreibstube ist keine Arbeit mehr. Nehrausstimmung. Meine Schreibmaschine ruht. Die Adressenaufträge bleiben aus. Wenn der Wohlstand Sommer macht, haben die Hungerigen Winter. Nur ein Acker wie Jad wird sich halten. Genosse Karl Meier, ein Sträfling a. D. von so schlicht bürgerlicher Art, daß er vom Chronisten der Schreibstube unerwähnt blieb, Karl Meier hat das große Los gewonnen: eine Stellung für hundert Mark. Freilich kann selbst er nur durch Unehrlichkeit wieder ein ehrlicher Mensch werden und hat sein Zeugnis fälschen und den künftigen Brotherrn belügen müssen. Die Welt will betrogen sein, sagte Longinus (der uns besuchte) auf lateinisch und Herr Gnade, der auch Quartaner war, übertrug es ins Deutsche. Dieser Seelentnant fährt mit stolzen Segeln. Der Verlag Elsner schrieb wieder an das Bureau um einen flotten Schreiber (mein Angebot ist damit verweigert) und Gnade sollte sich melden, beagnadete aber Brüggel mit dem Brief. Brüggel, der Simpel, hat eine flüssige und saubere Schrift und bekam den Posten an Hand einer Vereinskempfehlung, die fürsorglich von der Freude diktiert ist, wieder einen lästigen los zu werdem. Herr Gnade gibt nur Gastvorstellungen in der Schreibstube, aus Gründen, die nicht klar sind. Vielleicht ist er gar der gefährdete schwarze Mann, ein Geheimpolitist, der unsere ungeführten Verbrechen belauschen und den Verfolgungswahn Entlassener kitzeln soll.

Die Schreibstubengenossen sind mir wurst und widerlich geworden. Diese Jad, Reichert, Longinusse und Putzaffe — erbärmlich mittelmäßige Seelen, zufällig Gestrandete. Sie kühlten sich vordem so wohl auf dem Lebensschiff und sind erwischt worden, als sie erster Kajüte schwarz fahren wollten. Die Lebemanns- und Leichtsinnsdelikte sind ohne Tragik.

Auf dem Korridor vor der Schreibstube gibt es andere Menschen. Die sitzen im tiefsten Pfuhl und wissen nicht, ob sie morgen noch leben und hungern dürfen. Unser Ausgang stinkt vom Auswurf der Menschheit. Dort sammeln sich jeden Morgen die ganz Verworfenen, um bei Puhlmann die letzten Speisemarken zu ergaunern. Das gibt Prob oder Geld zu Schnaps. Das sind die Berliner Pennbrüder, die armseligsten Verbrecher einer verbrecherischen Stadt, der Schorf moralischer Fäulnis deutscher Nation. Sie haben die Schwinducht in den Eingeweiden oder das Messer in der noch wahnsinnig starken Faust. Wie können sie in stieren oder berauschten Stunden von Arbeits- und Zuchthäusern reden. Um sieben Uhr am Morgen belegen sie die Bänke am Alexanderplatz, halten höhnische Parade vor dem Polizeipräsidium und kommen in kleinen Kolonnen zur Grunerstraße, in das Kellergewölbe des Fürsorgevereins, um Herrn Redes zu neder und Puhlmann anzupöbeln. Das ist der vogelfreie Böbel, Männer ohne Zuhälterglück, die keine Kalle mehr im Herzen haben, nur Galle im Blut, das Gewürm der riesengroßen Stadt.

Das Parfüm des Korridors füllt meine Sinne. Beim Kommen und Gehen grüße ich die schrecklichen Gestalten. Ein winziges lustiges Wort macht die verzerrten Miene hell. Anfangs antworteten sie verwundert, fast demütig, machten sich barhäuptig und machten eine Gasse, durch die ich wandeln durfte wie ein Fürst. Ich bin rotwangig, helläugig und gute Kleider umhüllen meine fetten Glieder. Das gefällt dem Böbel, wenn es nicht hochmütig ist. Er hielt mich für einen kleinen Guttsbesitzer, der starke Arme sucht, und jeder wollte sich mieten lassen. „Ich bin ja selbst einer wie ihr und hab nix zu fressen". Als sie das nicht glaubten, zeigte ich meine Legitimation und den leeren Geldbeutel. „Da sind noch zehn Pfennig, fauft euch einen an!" Das erhob ihr Gefühl zur vertauschten Ehrfurcht. „Wer hat denn einen gezeiten Schid?" Sie rissen die Mäuler auf und wollten den Kautabak mit mir teilen. Ich dankte und entblätterte den letzten Nordhäuser seines Silberpapiers. Nun jagen die Schid- und Schidalsgenossen Du. Auch ernste Dinge kommen verächtlich zu Wort, namentlich wenn einer der Schreibstubenschreiber an uns vorbei hauset, scheu und hoffärtig zugleich, die Hand an der Nase, Da lachen die Penney

Über den Pseudopöbel. „Wißt, die sind höher heruntergekommen wie wir“, sagt er.

In der Volkstüche war heute ein Bruder vom Reichert, der frisch vom Land kommt, braun und wohlgenährt. Ausnahmsweise kein gewesener Sträfling. Weil Maurer im Winter wenig Arbeit haben, wurde er Stallknecht, in Ruhdorf bei Prikwalt, beim Gutbesitzer Krugmann, der ein feiner Mann ist. Reichert war dort wie zu Hause und hatte auch Mägdle genug. Krugmann nähme mich gleich, wenn ich ihm schreibe, sagte er.

3. Juni.

Ich werde morgen nach Station Karstädt befördert, die in der Mitte zwischen Berlin und Hamburg liegt. Eine alte Frau, die wie eine Dame aussah, mietete mich im Arbeitsnachweibebureau des Fürsorgevereins als Kuhhirte und Landarbeiter ihres Bruders in Bät bei Reek. Mein Lohn ist vierzig Pfennige pro Tag.

In der Eisenbahn, 4. Juni.

Heute ist ein Gedentag: Vor acht Jahren kam ich als verantwortlicher Amisblattredakteur nach Bonndorf im Schwarzwald.

Der Abschied von der Urbanstraße war wieder eine Flucht. Sie erfolgte mühelos, da Frau Müller mich keines Grußes mehr würdigte. Am letzten Abend war auch die Zimmerlampe verschwunden. Meine Habfeligkeiten, ein kleines Bündel, hatte ich schon gestern bei Bettler Ferdinand am Kottbusser Ufer in Sicherheit gebracht und das Nötigste vom Depot bei der Schwägerin dazu getan. Die Schwägerin lachte über den Kuhhirten, aber nicht so hart wie sonst. Der Müller hinterließ ich einen Zettel auf dem Tisch: 1 Pfennig für Stiefelwischen und herzliche Behandlung nach dem Wahlspruch: Die Liebe höret nimmer auf.“ Den Pfennig oben drauf. Bettler Ferdinand begleitete mich ein Stück. Ich hatte ein Butterbrot von ihm bekommen.

Mittags war Abschiedessen in der Volkstüche. Ein Liebesmahl. Ich vertilgte doppelte Portionen und drei Kaffee à fünf Pfennig; gab den Rest meiner Speisemarken an die Schreibstübengenossen und an jene junge Arbeiterfrau, die sich jeweils gern mit einem Stück Volkstüchleuchen traktieren ließ, wofür mich ihre warmen Augen heimlich lieblosien. Heute dankte sie traurig. „Weshalb wollen Sie fort?“ „Weil Sie ja doch schon verheiratet sind und einen hübschen Mann haben.“ Der schaute mich heute weniger finster an. Beim Fortgehen stand sie in einem Winkel und sagte leise: „Es ist gar nicht mein Mann — bleib doch hier!“ Mit Reichert, Bad und einem neuen Schülking zog ich nochmals zur Schreibstube. Es war wie ein fröhlicher Festzug. Die Sonne lachte. Bad war sehr aufgeräumt. Im Bureau bekam ich als Vereinsgeschenk eine neue große Hose, ein wollenes Hemd und eine Mark Zehrgeld, nebst der Anweisung für die Fahrkarte, was eine Auszeichnung ist, weil sonst die Billets den Landarbeitern von einem Vereinsbeamten erst am Bahnhalt ausgehändigt werden. Der Reue begleitete mich zum Bahnhof Alexanderplatz und trug das Segeltuchköfferchen. Er ist ein sentimentaler Geselle. Wir kennen uns erst seit gestern. An seiner schmutzigen Nase hing ein großer Tropfen, der kein Schweiß war.

Ich aber bin Kuhhirte und jauchzte in die Welt!

Eine Probefahrt im Unterseeboot.

Von Dr. Otto E. MoII.

Säglich, grau und unscheinbar, liegt nahe am Ufer ruhig, fast einem toten Niesenwal vergleichbar, wenn nicht der kleine zweistöckige Turmaufbau wäre, das moderne Unterseeboot, mit dem wir in wenigen Minuten in die unheimliche Tiefe tauchen sollen. Uns Neulinge, die wir zum erstenmal die Situation kennen lernen sollen, beschleicht ein aufregendes Gefühl, aber auf den braungebrannten Gesichtern der Matrosen, alles wettergewohnte Leerdjaden, ist keine Spur von Aufregung zu sehen.

Das ganze graugestrichene Ungetüm mit dem stumpfen Vordersteil ragt gerade nur mit dem breiten Rücken aus dem Wasser heraus und mit dem Beobachtungsturm, der in Form eines treppenartigen schmalen Aufbaues auf diesem Rücken aufgesetzt ist, also selbst wenn es „über Wasser“ fährt, kaum von der Umgebung zu unterscheiden. Durch das runde Loch, das zum Einsteigen dient, sehen wir mit unseren Latenaugen in den Bauch dieser Riesenschildkröte, auf ein wirres Durcheinander von Maschinenteilen, Kolben, Röhren, Ventilen, Nadeln, von Apparaten und Geräten, von Karten und hundert anderen Dingen. Röhren von Erz sind die Eingeweide dieses Molochs. Aber alles ist so klein wie möglich bemessen, und in dem scheinbaren Wirrwarr herrscht eine peinlich strenge Ordnung. Denn der Raum, der zur Verfügung steht, ist sehr knapp bemessen; das ganze Boot ist ja kaum länger als 35 Meter und nur etwa 3 Meter im Durchmesser.

Außer den genannten Dingen sind zudem in dem engen Raum ein zusammenlegbares Rettungsboot, ferner verschiedene Sprachrohre und noch anderes mehr untergebracht.

Als treibende Kraft dient uns natürlich Elektrizität, denn andere Motore könnten wir aus zwei Gründen nicht gebrauchen, wegen der Wärmeentwicklung, die in dem engen abgeschlossenen Raum unerträglich würde, und vor allem wegen des Sauerstoffverbrauches. Unsere Akkumulatoren reichen aber für eine Fahrt von rund 100 Seemeilen (etwa 180 Kilometer, d. h. etwa die Strecke Berlin-Leipzig) aus.

Unter dem Maschinenraum sind mächtige lösliche Gewichte befestigt, ähnlich den Bleigewichten, die die Taucher an ihren Fußsohlen tragen, oder dem Ballast eines Luftschiffes. Sollte einmal die Maschine versagen, wenn wir wieder aufsteigen wollen, so werben diese Gewichte von innen aus losgelöst und abgeworfen, und wir haben genügenden Auftrieb. Soweit wäre es nun ein friedliches, harmloses Tauchboot — aber in seinen Eingeweiden ruht fürchterliches Verderben. Vorne liegen zwei etwa 5 Meter lange, an beiden Seiten zugespitzte Messingkörper und ein gleicher hinten, von Gestalt ähnlich dem Ballon von Zeppelins Luftschiff: das sind die Torpedos, die unheimlichste Waffe des Seekrieges, die im Kriegsfalle in ihrem Kopfteil mit etwa 30 Kilogramm Schießbaumwolle geladen werden. Mit Hilfe komprimierter Luft können sie dann im geeigneten Augenblick mittels des Langierrohres ausgestoßen werden.

Eine kurze Probefahrt an der Oberfläche, die die Seefestigkeit der einzigen an Bord befindlichen Landratte auf die Probe stellt, dann wird die Klappe des Einsteigrohres „dicht“ gemacht, und wir fangen an zu tauchen. Hierzu gibt es zwei Mittel: entweder wir halten an und sinken darauf senkrecht unter, oder, das einfachere der beiden Mittel, die Spitze des Bootes wird durch Einpumpen von Wasser während der Fahrt gesenkt, und wir kommen auf diese Weise auf die gewünschte Tiefe. Natürlich sind diese Räume durch wasserdichte Schotten (Querwände) gegen die übrigen Bootsräume dicht.

Nun sind wir völlig von der Oberwelt abgeschnitten, allein bei den „Ungeheuern der grausigen Tiefe“. Zuerst noch rauschen die Wellen so eigentümlich über unserm Kopfe, aber dann wird es plötzlich grabesstill. Ein paar von uns sehen sich betreten an; es ist so ungefähr dasselbe Gefühl, als wenn man zum ersten Male im Fahrstuhl in einen tiefen Bergwerksschacht einfährt, nur bei weitem unbehaglicher. Mitten im Beobachtungsturm, im grellen Schimmer des elektrischen Lichtes, steht der Kommandant, still und ernst. Kaum ein anderer Laut als das eintönige Lud-tud-tud des Motors unterbricht die Stille. Endlich Worte: der Maat meldet dem Kommandanten, daß der letzte Schimmer des Tageslichtes oben verschwunden ist. Allmählich wird nun das Periscope ausgedreht, ein langes Rohr mit Glaslinsen und Spiegeln im Innern, das ähnlich wie eine Camera obscura wirkt, bis es seine volle Länge von etwa 7 Meter erreicht hat. Es ist ein sonderbares Gefühl, mit der Oberwelt nur durch solch ein dünnes Rohr verbunden zu sein. Immer tiefer sinken wir, bis wir etwa 12 Meter Tiefe erreicht haben, — nun sind wir ganz auf uns selbst angewiesen; langsam gehts jetzt vorwärts mit sechs Knoten Fahrt, d. h. 6 Seemeilen = circa 11 Kilometer die Stunde.

Gelegentlich unterbricht ein Klingelzeichen des Maschinentelesgraphen oder ein kurzer Befehl die eintönige Stille. Wir haben eine Aufgabe erhalten, und jeder steht mit gespannter Aufmerksamkeit auf seinem Posten: wir sollen gegen einen feindlichen Kreuzer aufklären und ihn wenn möglich mit unseren Torpedos angreifen, und anschließend daran in 12 Meter Tiefe eine Unterwasser-Dauerfahrt machen. Eifrig studiert der Wachoffizier Kompaß und Karten. Noch ist die Luft einigermaßen gut, und es ist nicht zu heiß, so gut man es eben von einem Maschinenraum verlangen kann.

Da — ein Kommando! Das Wasser wird wieder aus dem Ballasttank entfernt, und langsam und vorsichtig beginnen wir wieder zu steigen, bis wir einige Fuß unter der Wasseroberfläche sind; dann wird vorsichtig das Periscope eingezogen. Selbst ein so winziges Objekt könnte einem wachsamem und argwöhnischen Gegner zum Verräter werden. Alles klar! d. h. nichts zu sehen. Ein Offizier springt die Leiter hinauf in den engen Wachturm und hält selbst Umschau. Uns ist es so gegangen, wie es bei Unterseebooten häufig vorkommt, wir haben unter Wasser die Richtung verloren, vielleicht hat uns eine Strömung abgetrieben, und wir sind statt etwa 100 Meter von dem feindlichen Kreuzer wohl etwa 1200 Meter davon aufgetaucht. Bei einem solchen Friedensmanöver hat nun so etwas immer nicht viel zu sagen, so peinlich es auch ist; in Kriegszeiten könnte es indessen weniger harmlos ablaufen. In der Tat ist es für ein Unterseeboot beinahe ausgeschlossen, genau den richtigen Kurs einzuhalten, denn bei den engen Raumberechnungen ist es fast unmöglich, die Kompaßnadel frei von störenden Einflüssen zu halten.

Einige Augenblicke später sinken wir wieder unter, aber diesmal nur bis auf 5 Meter. Der Feind ist erspäht und wir steuern geraden Wegs auf den Kreuzer los. Vorsichtig steigen wir dann, bis der Beobachtungsturm eben an die Oberfläche kommt. Wir sind jetzt in der gewünschten Entfernung von etwa 500 Metern, und gerade noch zur rechten Zeit können wir unsern ersten Torpedo auf den Kreuzer abfeuern, oder besser lancieren, natürlich blind. Aber schon hat uns der Feind erblickt und seine Geschütze auf uns gerichtet. Durch das heftige Bittern und Stampfen unserer mit Vollkraft arbeitenden Maschine, durch das Brausen des Wassers hindurch hören wir dumpf den Schall der Schüsse, die er hinter uns her ins Wasser jagt. Mit voller Kraft fahren wir, immer sinkend, wohl 100 Meter weiter, lancieren den nächsten Torpedo, sinken noch tiefer und passieren dann glücklich unter dem Gegner hindurch. Von der anderen Seite aus jagen wir ihm dann auch noch unsern Gedtorpedo in die Seite, ehe wir uns eiligst davon machen. Im Kriegsfalle würde man allerdings diesen letzteren nur dann gebrauchen, wenn die beiden anderen Torpedos daneben gegangen sind. Ein

einziges solches Geschöß, das hat der russisch-japanische Krieg gezeigt, genügt ja um einen großen Panzer kampfunfähig zu machen, ja, zum Sinken zu bringen.

Nachdem wir so nun den ersten Teil unserer Aufgabe glücklich und richtig ausgeführt haben, steigen wir an die Oberfläche, um zunächst wieder unsere drei Torpedos aufzufangen und wieder an Bord zu nehmen. Der hohle Körper ist so eingerichtet, daß er nach Ablauf der Maschinerie in seinem Innern, die ihn weitertreibt, wieder an die Oberfläche steigt, wo er dann mit besonderen Geräten wieder aufgefischt wird. Das ist wichtig, denn ein solcher Torpedo repräsentiert ja einen außerordentlichen Wert, mehrere Tausend Mark.

Wir sind alle mehr oder weniger aufgeregt und dazu warm von der Arbeit, aber andererseits erfüllt uns doch Stolz und Befriedigung. Indessen gerade die Tatsache, daß wir unsere drei Torpedos gut angebracht haben, gibt uns Anlaß zu ersten, zu sehr ersten Betrachtungen. Ein einziger glücklicher Treffer kann im Ernstfall für den Feind Vernichtung bedeuten — aber auch für uns ist die Gefahr außerordentlich groß, nicht nur die uns vom Gegner droht, sondern auch die von unserem eigenen Geschöß. Die Kraft der Explosionsgase wirkt ja unter Wasser auf bedeutend größere Entfernungen und viel heftiger als oberhalb; und so könnten wir uns bei unserer verhältnismäßig geringen Geschwindigkeit wohl kaum rechtzeitig aus ihrem Wirkungsbereich bringen. Die erste Hälfte unserer Arbeit ist getan, nun beginnt der zweite Teil. Unser Boot soll, wenn nötig, in 20 Stunden unter Wasser bleiben können; heute indessen sollen wir nur versuchen, etwa vier Stunden dort unten auszuhalten. Langsam gehen wir wieder hinab, nachdem alles dicht gemacht ist und vorwärts. Langsam, träge verfließt die Zeit, die Minuten scheinen zu schleichen. Die Hitze wird größer und immer größer, und immer schlechter und stickiger wird die Luft. Aber es geht immer vorwärts. Wie lange soll es noch dauern? Werden wir es aushalten? Eine Stunde ist verflossen und wir denken nicht mehr; öde und stumpf ist unser Gehirn. Wir machen uns kaum Gedanken darüber, ob der unnatürliche, geisterhafte Anblick unserer Kameraden nur scheinbar ist, von dem grellen elektrischen Licht herkommt, oder ob sie wirklich infolge der fürchterlichen Stickluft so zusammenstehen.

Vorwärts, immer vorwärts! Wir denken nicht mehr an die Zeit, wir denken überhaupt nicht mehr — auch Denken schmerzt jetzt. Der Kopf schwillt an, und vor unseren Augen fängt es an, zu flimmern. Einem wird es schlecht und wir sehen uns betroffen an. Wenn geht der Maschinist umfiele? Was dann? Was würde dann unser Schicksal sein? Aber immer vorwärts, immer vorwärts! In den Schläfen pocht und hämmert das Blut, und schwer und heftig geht der Atem. Die Temperatur ist fast auf 50 Grad Celsius gestiegen.

Plötzlich stürzt ein Mann ohnmächtig zu Boden nieder. Aber eifern und straff ist die Disziplin, ohne Befehl verläßt niemand seinen Posten. Wäre die Disziplin nicht so unerschütterlich, es gäbe vielleicht eine Panik. Doch der Kommandant handelt kurz und entschlossen und läßt das Boot sofort an die Oberfläche steigen und, damit es möglichst schnell geht, die Bodengewichte abwerfen. Keinen Augenblick zu früh langen wir oben an, denn schon machen sich bei einem zweiten Mann Anzeichen von Hitzschlag bemerkbar. So schnell es geht, wird das Mannloch geöffnet, als wir oben sind. Aber zuerst bergsteigt die einströmende kühle frische Luft nur noch unsere Benommenheit und Atemnot, und wir brauchen erst einige Zeit, um uns wieder an sie zu gewöhnen. Nach zwei bis drei Minuten indessen fangen wir wieder an aufzuleben. Gerade zwei Stunden und 45 Minuten sind wir unten gewesen. So schnell es geht, kehren wir nun zum Hafen zurück, wo der eine Mann sofort ins Lazarett geschafft werden muß; erst nach längerer Zeit erlangt er die Besinnung wieder. Aber auch wir andern fühlten uns noch recht unwohl infolge der schlechten Luft und außergewöhnlichen Temperatur — vielleicht waren wir auch etwas seckrant — und vor allem machten sich noch einige Zeit die Nachwirkungen der großen Nervenanspannung bemerkbar.

Kleines feuilleton.

Philosophisches.

Spinoza-Brevier. (Zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Dr. Arthur Liebert. Berlin 1912. Preis kart. 2 M.) Die Philosophie des einfachen jüdischen Denkers des 17. Jahrhunderts gewinnt in jüngster Zeit immer mehr und mehr an Ansehen, und das vornehmlich außerhalb der engen Mauern der zünftigen Philosophenwelt. Mit dem wachsenden Bestreben, das bunte Getriebe der Naturforschung zu einer höheren Einheit zu verarbeiten, wird dieses einzigartig monumentale System zu einem Orientierungspunkt für alle, die in der Naturwissenschaft den Grundstein ihrer Weltanschauung erblicken. Fließt doch der philosophische Gehalt des heutigen „Konismus“ zum Hauptteil aus dem System Spinozas.

Mit großem Fleiß und aufmerksamer Hingabe an seinen Stoff hat Dr. A. Liebert es unternommen, die Grundzüge des spinozistischen Systems durch des Meisters Mund in knapper Form darzustellen. In sechs Abschnitten hat er aus Spinozas Werken alles das systematisch zusammengetragen, was nach seiner Meinung als

Charakteristisch für den Denker, als bedeutungsvoll für sein System zu gelten hat. Eine solche Arbeit ist indes immer nicht nur sehr schwierig, sondern auch höchst verhänglich (obgleich sie gerade im vorliegenden Falle durch die strenge, das System beherrschende Ordnung des Gedankens erleichtert sein mag); denn der Wunsch, den Philosophen gerade so sprechen zu hören, wie man ihn selbst deutet und versteht, kann zum Vater einer argen Willkür bei der Auswahl seiner Gedanken werden. Läßt sich gegen A. Liebert ein solcher Vorwurf zwar nicht erheben, so muß doch betont werden, daß Spinoza an der Hand seiner Auswahl eine viel intensivere religiös-metaphysische Färbung erhält, als uns in bezug namentlich auf die historische Stellung des Spinozismus für richtig und geboten erscheint. Die im Nachwort vertretene Auffassung der Lehre Spinozas, als idealistisch-monistische Weltanschauung, mag zwar im Hinblick auf manche mythische Umformung des Systems mit gewissem Recht verteidigt werden. Sie wird jedoch in keiner Weise jener breiten materialistischen Strömung gerecht, die in dem französischen Materialismus des 18. Jahrhunderts und seinen späteren Ausläufern, den historischen Materialismus einbegriffen, ihre Verfertigung gefunden hat und die in dem System Spinozas ihre natürliche Basis besitzt. Doch eine ausführlichere Darlegung dieser Dinge gehört nicht hierher. Der Leser wird sie in dem vortrefflichen Spinoza-Buch des kürzlich verstorbenen Genossen J. Stern finden können.

Das vorliegende Brevier wird in seiner fesselnden Art für manchen Leser als eine gute Einleitung zu dem ersten Studium Spinozas dienen. Und dies wäre u. E. sein höchster Zweck. Denn die Werke Spinozas, die übrigens in billiger, von J. Stern bei Neclam vorzüglich besorgter Ausgabe vorliegen, verdienen wahrlich nicht nur bewundert und gelobt, sondern auch mehr wie bisher fleißig studiert zu werden.

N. Th.

Versteinerungskunde.

Das Riesengürteltier der Vorzeit. Nächst Australien ist Südamerika der Erdteil, in dem sich bis in die jüngste Vergangenheit und auch noch bis in die Gegenwart hinein besonders altertümliche und merkwürdige Tierformen erhalten haben. Das trifft namentlich auf die niedersten Ordnungen der Säugetiere zu. Während in dieser Hinsicht Australien durch seinen erstaunlichen, der ganzen Tierwelt des Erdteils das Gepräge gebenden Reichtum an Beuteltieren ausgezeichnet ist, hat Südamerika als eine Besonderheit die Gürteltiere, die zu der Ordnung der Zahnarmen gehören. Schon die heute lebenden Arten dieser Gruppe nehmen sich sonderbar genug aus und bleiben wohl jedem in der Erinnerung haften, der sie einmal im Museum oder im Zoologischen Garten gesehen hat. Daneben sind es noch die Faultiere, die der gleichen Ordnung angehört gerade für Südamerika kennzeichnend sind. Beide Tiergruppen haben in einer verhältnismäßig jugendlichen Vergangenheit Vorfahren gehabt, deren Reste mit Recht das größte Erstaunen hervorgerufen haben. Aber das bekannteste Riesengürteltier der Vorzeit, das im Megatherium die Größe von Elefanten erreicht hat, ist doch immer noch weniger eigenartig wie das ausgestorbene Riesengürteltier, das in der Wissenschaft den Namen Glyptodon erhalten hat.

Der Stammbaum der Gürteltiere überhaupt beginnt mit einigen Vertretern in der ältesten Zeit der Tertiärperiode und zieht sich dann bis in die Gegenwart hinein. Das Glyptodon aber ist wahrscheinlich das einzige wirkliche Ungerheuer dieser Tierfamilien gewesen. Bei ihm war der ganze Körper mit einem festen Panzer umgeben, der sich von dem einer Schildkröte wesentlich unterschied. Einmal bestand er nicht aus einem schildpattähnlichen Stoff, sondern aus echten Knochen, der sich in einer großen Zahl sechseckiger Platten zu einem Schild zusammenfügte. Ferner war der Knochenpanzer viel härter, fast kugelförmig gewölbt. Er umgab den ganzen Rumpf, so daß nur der Kopf, der Schwanz und die Füße daraus hervorragen. Auch der Kopf war noch mit einer ähnlich zusammengefügten Knochenplatte bedeckt und der Schwanz sogar vollständig umgeben von einer Knochenröhre. Das größte Glyptodon, dessen Reste gefunden worden sind, erreichte eine Länge von rund 8 1/2 Metern, eine Höhe von 1,2 Metern. Der Schwanz allein maß etwa 66 Zentimeter. Die Bezahnung war bei diesen Ahnen der Gürteltiere noch sehr reichlich, denn sie bestand aus 32 eigentümlich gestalteten Zähnen, so daß die ganze Ordnung den Namen der Zahnarmen nach diesem ausgestorbenen Vertreter nicht erhalten haben würde. Wie diese Tiere sich überhaupt bewegt haben, ist kaum vorstellbar. Der Knochenpanzer des Körpers muß ein Gewicht von mehreren Zentnern besessen haben, und sogar die Knochenhülle des Schwanzes ist so massiv, daß ein Mann sie kaum zu heben vermag. Dabei war das Glyptodon in einem sehr bedeutsamen Punkt im Vergleich zu den heute lebenden Nachkommen benachteiligt. Wenn die Gürteltiere der Gegenwart sich wie eine Assel zusammenrollen können, da ihr Rückenpanzer aus einzelnen gegeneinander beweglichen Ringen oder Gürteln besteht, bildet der Panzer des Glyptodon eine einheitliche, starre, knöcherne Glode. Da bei seiner Schwere, die in der ganzen Tierwelt nicht ihresgleichen hat, der Nahrungserwerb für das riesige Tier überaus mühsam und unsicher gewesen sein muß, so erscheint sein baldiges Aussterben nur als eine Folge der natürlichen Entwicklung.

VorwärtsBuchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.